

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 21. Mai 1903.

(Nachdruck verboten.)

Bierlala.

Novelle von Hans Hagen.

I.

„Der Bierlala war der einzige Sohn
Von all' feines Vaters sein' Gut.
Du bist mein Sohn und all' mein Gut,
Sieh' Du nur zu, wie Du's machen tust.
„'s recht“, seggt Bierlala,
Comme ça!

„'s recht, seggt Bierlala.“

Aus den weit geöffneten Fenstern einer Wohnung in der zweiten Etage klang das alte, burschikose Studentenlied hinaus in den feuchtwarmen Frühlingsabend und verhallte unter dem Wagengetöse, dem Rasseln und Pfeifen, dem Fauchen der elektrischen Bahnen.

Droben im Zimmer saßen um einen Tisch sechs wackere Zecher zusammen. Aber ihr Lied klang nicht so recht fröhlich. Waren ihre Zungen vielleicht schon so schwer, oder lastete noch ein anderer Druck auf ihrer Stimmung?

Das Gemach war reich ausgestattet. An den Wänden hingen die bekannten Embleme des deutschen Studenten. Trotzdem fehlte dem Raum die Behaglichkeit. Ein großer Reiseforb und ein Koffer standen zugeschnallt in der Ecke, Reiseplaid, Schirm und Handtasche lagen darauf. Durch die an der einen Tür angebrachte Portiere konnte man hinübersehen in den Alkoven. Da stand das saubere Bett, aufgedeckt. Die Garderobenständer waren leer. Das trauliche Schlafgemach, das so manches Mal und in so mancher kritischen Stunde seinem Herrn Ruhe und Mhl gewährt hatte, machte den Eindruck, als wolle es diesen nur noch zum Abschied einmal beherbergen.

Die Zecherrunde erhob sich. Mit feierlichem Ernst, mit gedämpfter Stimme wurde der letzte Vers gesungen:

„Als Bierlala war totgeschossen,
Da lag er im schlohweißen Kleid.
Er ward begraben wohl mit der Trommel,
Die Glocken, die gingen binnehbammel, binnehbommel.“

Der Präside gab mit dem Schläger ein Zeichen, und laut und in lebhaftem Tempo, während man nach den schweren Steinhumpen faßte, sang man den Schlußrefrain:

„Lebe noch“, seggt Bierlala,
Comme ça!

„Lebe noch“, seggt Bierlala.“

Alle erhoben die Humpen.

„Silentium, silentium strictissimum“, donnerte die Stimme des Präsidens dazwischen, indem laut klirrend sein Schläger auf

den Tisch schlug, „schönes Lied ex, zunächst ein Schmollis dem Bierlala.“

Fünf richteten ihre Humpen auf den einen, den Schweren, Dicken unten an der Tafel.

Die Hände des noch so jungen Menschen zitterten ein wenig, als er seinen Humpen hob. Er atmete tief. Seine breite Brust arbeitete schwer. Das große, runde, leicht gerötete Gesicht mit den kleinen Augen, aus denen nicht gerade allzu viel Geist, aber unendlich viel Gutmütigkeit sprach, glänzte, und es zuckte wie ein unterdrückter Schmerz darüber hin, als er mit den Fünfen, mit einem nach dem anderen anstieß.

Es wurde getrunken. Dann klatschte der Präside wieder mit dem Schläger und gebot Ruhe.

„Meine Lieben“, begann er. „Lebe noch, seggt Bierlala“, heißt's in alten bierehrlichen Liede und „Lebe noch, seggt Bierlala“, so heißt's auch unter uns in Wirklichkeit. Als ich zum ersten Male hörte, unser Bierlala sei ernstlich herzkrank, dachte ich mir: „Schon möglich. Wer bei so bildschöner filia hospitalis wohnt, dem kann schon 'mal was passieren mit seinem Herzen.“ Aber das kann ja nicht vorkommen bei unserem Bierlala. Denn wie er damals den großen Kontrakt abgeschlossen hat mit Gambrius, da hat der alte Bierkönig gesagt: „Bierlala“, hat er gesagt, „laß dem Bacchus seine Geister mit Weibern sich berauschen, wer meines Reiches höchste Würde erlangen will, der muß gefeit sein gegen Amors Geschosse.“ Und so machte Gambrius unser milchbärtiges Bierlalachen schon damals fest gegen alle Fallen und Stricke des Weibergeschlechts. Und doch herzkrank, sagte ich mir. Ja, die verdammten Mediziner! Da will so ein Mensch nun ausgeknobelt und festgenagelt haben, unseres Bierlala Herzpumpe hätte so viel gepumpt, daß sie bald werde auspumpen, wenn sie noch lange so fort pumpen würde. Ich sage Euch, es geht nirgends so verrückt zu wie auf der Welt. Das ist nun endlich einmal einer, der einzige Sohn von all' feines Vaters sein' Gut, der wirklich nicht nötig hat zu pumpen, und da will's Herz nicht mehr pumpen! Aber was auch zu uns die Manichäer und zu ihm die Mediziner sagen übers Pumpen! Bierlala seggt anders: „Lebe noch, seggt Bierlala.“ Und Bierlala soll noch lange leben. Und daraufhin: „Ad exercitium salamandri — Exercitium salamandri incipitur. Eins, zwei, drei! — Eins, zwei — bibite! — Eins, zwei, drei! — Eins, zwei, drei! — Exercitium salamandri ex! silentium ex!“

Allgemeines Beifallsgemurmel! Auf Bierlalas breitem Gesicht spiegelte sich viel ab. Wehmut, Trost, heitere Lebensanschauung. Es schien, als ob er reden wollte, aber alle jene Empfindungen, noch im Widerstreit mit einander, hielten ihn noch nieder auf dem Stuhl.

„Aber wir haben uns das Wort gegeben“, begann wieder der Präside in weniger offiziellem Ton, „unser Abschiedsfecht beim Bierlala nicht länger auszudehnen, als bis das Licht der Sonne erlischt. Drüben am Bahnhof erglänzen schon die Bogenlampen, rings dämmert's, und auch das Faß steht auf der Reigel!“

Bierlala erhob sich. Jetzt wurde es Zeit, er war sich im Klaren. Tiefes Atmen! Nur keine Aufregung, nur keine Wehmut.

„Meine Lieben! Unser guter Rolf hat recht. Bierlala lebt noch! Und er wird noch lange leben, wenn er sich reinfindet in das Neue und Ungewohnte. Und das muß gehen. Aber Bierlala, der Student, der zwölfsemestrige, der niemals studiert hat, der unnütze Kerl stirbt mit dieser Stunde. Aber erst laßt ihn sein Testament machen. Das Lumpenservice, aus dem wir so oft auf meiner Bude in gemütlicher Runde gekneipt haben, bleibt Euch allen. Trinkt noch oft in fröhlichen Stunden daraus. Das sechste Glas stellt einstweilen bei Seite, bis Ihr einen neuen sechsten Rumpau gefunden habt. Und dann soll der daraus trinken, ebenso froh wie ich, nur nicht ganz so viel.“

Er machte eine Pause, ging zur Wand und nahm den einen dort noch hängenden Schläger herab, der zu dem paßte, den der Präside in der Hand hielt.

„Du, lieber Rolf“, fuhr Bierlala fort, „magst meine Schläger behalten. Du hast sie doch stets besser geführt als ich. Du, lieber Spund, bekommst meine große Pfeife und den von meiner Mutter gestickten Tabaksbeutel. Mach den Leuten weiß, eine Liebste von Dir hätte ihn gestickt. Man wird Dir's glauben. Faß, Du bekommst das Trinkhorn.“ Er hob mit beiden Händen vom Wandbrett herunter. „Fülle das mit gutem Raß, lieber Faß!“

Damit stellte er das schwere Trinkhorn vor den Angeredeten hin, der das Vermächtnis wie seine Vorgänger mit Rührung und Freude entgegennahm.

„Das Zigarrenschränkchen bleibt für Dich, mein braver Fech, und Du, Berkeo, weil Du nun einmal den Rheinländer nicht verleugnen kannst, behalte den silbernen Weinbecher, den mir einst ein guter Freund schenkte, der den schwachen Versuch machte, mich zum Weintrinken zu befehren.“

Er war fertig und seufzte befriedigt auf. „So“, begann er noch einmal, „was Ihr mitnehmen könnt, nehmt gleich mit. Was zu umfangreich ist, laßt Euch morgen früh bei meiner Wirtin holen. Thu' mir den einzigen Gefallen, lieber Rolf, und halt' keine Rede mehr. Wollet mir nicht etwa danken. Das wäre rührend, und Ihr wißt, das vertrag ich nicht.“

Er bemühte sich zu lächeln und stemmte die linke Faust fest gegen die linke Brustseite, indem er Kopf und Schulter nach hinten beugte.

Es klopfte.

„Gerein!“

Die Wirtin, eine alte Dame in weißen Haaren, eine brennende Tischlampe in der Hand, erschien in der Tür.

„Die Herren werden wohl Licht brauchen?“

Alle sprangen ehrerbietig auf.

„Guten Abend, Frau Pastor, guten Abend, Frau Pastor“, klang es durcheinander.

„Unser Bierlala, pardon, unser Freund Runze, wie er jetzt heißt“, redete Rolf die Wirtin an, „wird es wohl brauchen. Wir hatten zu seiner Schonung einen heiligen Eid geschworen, nur bis Tageschluß bei ihm zu bleiben.“

„Sa, ja, Herr Runze, wir müssen morgen zeitig raus“, befestigte die Wirtin in besorgtem Tone, indem sie die Lampe auf den Tisch schob, „und das sind wir doch gar nicht gewöhnt.“

„Sie schon, Frau Pastor“, entgegnete Bierlala, „nur ich nicht, aber ich muß es gewöhnt werden!“

„Also Aufbruch, marsch, marsch, hurra!“ kommandierte Rolf, „leb' wohl, mein lieber alter Bierlala. Sollen wir morgen zur Bahn kommen?“

„Tut's nicht, tut's nicht“, wehrte Bierlala ab, dem doch einige Tränen in den Augen standen. „Kneipt heute noch lustig im „Gambrinus“ und morgen schläft aus. Aber zum Sommer, da bleibt's dabei, da besucht Ihr mich in Großschönau. Da ziehen wir nach dem Dybin und nach der Lausche, und da soll es wieder lustig werden! Also auf Wiedersehen!“

Kurz und herzlich verabschiedeten sich die Freunde, auch Frau Pastor Walthers die Hand schüttelnd, der man ansah, daß auch ihr die Abschiedsszene nahe ging.

Draußen an der Küchentür stand Fräulein Elschen im einfachen Hauskleide, die goldblonden Haare schlicht geschneitelt und den üppigen Reichtum in zwei schwere Zöpfe eingeflochten. Mit ihren großen, blauen Augen lächelte sie die Mäusenjöhne freundlich an, jedem ein heiteres, neckisches Scherzwort zum Abschied mitgebend.

Mit schwerem Plauz fiel die Entreetür ins Schloß. Bierlala stand am Fenster und schaute nachdenklich hinaus, hinunter in das Rennen und Treiben. Frau Walthers schob die Lumpen zusammen und übergab sie dem hinzukommenden Dienstmädchen zum Hinaustragen.

„Die Sachen, Frau Pastor, werden morgen abgeholt“, begann Max Runze, „ich hab' sie dem und jenem zum Andenken geschenkt. Nur für Sie habe ich nichts, für meine liebe, kleine Freundin“, fuhr er in warmem, herzlichem Tone fort, als soeben Elschen in der offenen Tür sichtbar wurde.

„Was sollen Sie denn für mich haben, Herr Runze?“

„Nun, auch ein Andenken an den alten, vierschrötigen Bierlala, der so gar nicht ein bißchen galant sein konnte.“

„Ach, nennen Sie sich doch nicht immer mit dem dummen Namen“, schmollte Elsa. „Wenn ich einen Bruder hätte, den dürste niemand Bierlala nennen. Das ist häßlich und unwürdig, und auch Sie, Herr Runze, sind mehr wert als ein Bierlala.“

Die beiden anderen waren ernst geworden. Die kindliche Sprache des Mädchens traf in Wunden, die frisch schmerzten.

„Gewiß, Elschen“, nahm Frau Pastor Walthers das Wort. „Herr Runze weiß das auch. Und mit der Bierlala-Spielerei hat's nun ein Ende.“

„Wirklich, Herr Runze“, rief sie und kam auf ihn zu, „aber das sollte mich freuen.“

Sie hielt ihm treuherzig die Hand hin, als wollte sie seine Bekräftigung durch Handschlag.

Max Runze hielt länger als nötig die kleine weiße, schmale Hand in seiner breiten Rechten. „Ich weiß, was ich Ihnen schenken möchte, Fräulein Elschen, einen rechten, braven, prächtigen Mann, so einen, wie es gar nicht mehr gibt — —“

Elsa errötete und zog ihre Hand zurück.

„Ach, machen Sie ihr nichts weiß, Herr Runze“, schmollte die Frau Pastorin. „So ein armes Mädchen kann gar nicht ans Heiraten denken. Wen sie mag, den bekommt sie nicht, und wer sie haben möchte, den mag sie nicht.“

„Warum denn nicht gar!“ rief Runze, „wer weiß, was Sie für einen schneidigen Korpstier herkriegten nach mir.“

„Nein, ich vermiete gar nicht wieder. Mit Ihnen war das was anderes. So durch halbe Verwandtschaft waren Sie uns empfohlen, und dann gehörten Sie wie mit zur Familie. Aber einen fremden Menschen — — nein!“

Max Runze, der wohl wußte, daß er den Löwenanteil der teuren Logismiete hier getragen — er hatte es für die gute Bepflegung ja auch gern getan, — sah besorgt die Wirtin an. Deren ganze Pension betrug wohl kaum mehr als die Wohnungsmiete hier.

„Wir nehmen uns ein ganz kleines Logis,“ erklärte Frau Pastor Walther, „und Elschen kommt im Juli aufs Telephonamt. Angenommen ist sie schon.“

Elfa nickte und bemühte sich, dabei hoffnungsfreudig zu lächeln.

Über Kunzes Gesicht ging ein tieftrauriger Zug.

„Komm, Elfa,“ mahnte die Pastorin, „Herr Kunze soll zeitig zur Ruhe gehen. Wir müssen morgen um fünf Uhr auf.“

„Meinetwegen,“ murmelte Bierlala, „aber darüber sprechen wir uns noch, Frau Pastor, das ist ja ganz neu! Gute Nacht! Gute Nacht, Fräulein Elfa!“

Er war allein im Zimmer und schloß langsam die Fenster. Vor seinen Augen stand ein schreckliches Ungeheuer, eine fürchterliche Maschine mit tausend Hebeln und Stößeln, und elektrische Funken hüpfen von Draht zu Draht. Und in diese Maschine hinein stieß man das zarte, bleiche Mägdelein.

Ihn jammerte! Liehte er Schönleichen etwa? Nein! Es war nur sein Bedürfnis, sein größtes Lebensglück, zu helfen, wo er Not sah, und hier machte sich das Bedürfnis besonders intensiv geltend.

Er hatte schon Jackett und Weste abgelegt und nestelte seinen Kragen auf. Und während er in den Akoben hinüber verschwand, trällerte er vor sich hin:

„Denn keine ist aequalis
Der filia hospitalis!“

II.

„Rose, Franz Rose! So antworte doch nur, Mensch! Bist Du's oder bist Du's nicht?“

Der Angerufene war ein schlanker, hochgewachsener, junger Mann von interessantem, künstlerhaftem Aussehen, der, eine größere Handtasche in starker Hand über den Menschen haltend, sich durch die Menge nach dem Hauptrestaurant des Dresdner Centralbahnhofes drängte.

Franz Rose drehte sich um und durchsuchte mit den Augen die Menge nach der Richtung zu, woher die Stimme gekommen.

„Franzl, Rose Franzl, wahrhaftig, Du bist's,“ klang es in seiner direktesten Nähe.

Jetzt sah er den Rufer. Über das ernste Gesicht des jungen Mannes glitt ein Zug freudiger Überraschung.

„Rambow! — Wahrhaftig! — Pardon, Herr v. Rambow.“

Er reichte und schüttelte dem Hinzukommenden herzlich die Hand.

„Bist Du närrisch, Franzl,“ lachte der andere, „von Rambow, Herr von, Dich hat's wohl! Dein alter Rambow bin ich, und Du bist mein alter Rose Franzl. Aber komm, wo lassen wir uns jetzt häuslich nieder zu einem vernünftigen Glas Bier und einem eben solchen Gespräch?“

„Komm mit nach der Haupthalle,“ sagte Rose und zog den Kleinen, schwächlichen Rambow unbarmherzig mit sich fort, „aber rasch, ich hab' nicht viel Zeit. In 25 Minuten geht mein Zug.“

„Und ich hab' in 25 Minuten ungefähr wieder Dienst, das paßt ja.“

Sie waren dem Hauptstrom entronnen und flohen links hinter nach der äußersten Ecke der großen Restaurationshalle. Dort an einem einsamen Tisch nahmen sie Platz.

„Du hast Dienst, Rambow, seit wann gibt es denn das Wort „Dienst“ in Deinem Vokabular?“

„Seit die lebenswürdige Nothwendigkeit es mir hineinschrieb,“ lachte der kleine Baron harmlos. „Siehst Du, Franzl, die Menschen, d. h. meine früheren Bekannten, sagen, mir sei's nach Vaters Tode schlecht gegangen. Das ist aber nicht wahr. Mir ist's nie schlecht gegangen. Einem Rambow kann's überhaupt nie schlecht gehen.“

„Nach Deines Vaters Tode, was war da?“

„Gott, trachen tat der ganze Klumpatsch. Das heißt, bis dahin wußten wir, daß wir nichts hatten, und von da an wußten's die andern auch.“

„Und darauf nimmst Du Dienste bei wem?“

„Bei jener hohen Frau, bei der ich auch vorher schon gedient hatte und deren aufreibendem Dienste ich mein ganzes Leben gewidmet habe, bei der Frau Minne!“

Franz Rose musterte lächelnd die fahlen Schläfen seines adeligen Schulfreundes.

„Das scheint mir allerdings so!“

„Ach nein, deswegen,“ lachte Rambow, indem er sich über die Glaze strich. „Lieber Freund, die Kleinigkeiten sind schon lange weg. Nein, mein Minnedienst ist jetzt ein anderer. Wie soll ich sagen, ein passiver, ein durchaus solider! Ich stifte Ehen!“

„Ach, Du lieber Gott!“ fuhr Rose erschreckt empor.

„Na, schreie nur nicht gleich. Dich will ich ja noch nicht verheiraten. Siehst Du, das ist ein Geschäft, so ehrlich, so unehrlich wie hundert, wie tausend andere.“

„Aber wie bist Du denn auf dies unselige Metier gekommen?“

„Durch die Sportmiese! Weißt Du noch, meine kleine Sportmiese. Ach Gott, früher, wie wir noch was hatten, wollten wir uns einmal heiraten. *Tempi passati!*“

Ein Kellner brachte den beiden Bier.

„Prost, Rose. Stoß' nur mit mir an, wenn ich auch Scharfrichter in Deinen Augen bin.“

Sie stießen an und tranken.

„Die Sportmiese traf ich voriges Jahr wieder in Karlsbad. Sie elend, ich elend. Wir wollten uns das Leben nehmen. Wir waren schon ganz nahe daran, ich wenigstens. Da sagte Sportmiese: Weißt Du, Kurt von Rambow, Du bist ein hochgeborener Esel. Zum Sterben sind wir beide noch viel zu jung. Weißt Du, was ich möchte, — ich möchte so einen alten, guten Rentier heiraten, der sich was darauf zu gute täte, ein fesch, schneidige Baronesse seine Frau zu nennen. Dem Alten wollte ich schon's Leben schön machen. Ein guter Kerl bin ich, das weißt Du. Also Kurt von Rambow, geh' und verschaff' mir solchen Mann. Ich ging und verschaffte meiner einstigen Braut den gewünschten Mann. Und sie ist glücklich mit ihm geworden, ist wieder die fesch, Sportmiese, und sollte es mir irgend mal schlecht gehen, kann ich dort Hausfreund sein, aber streng moralisch, bis auf die Knochen moralisch!“

„Und damit hat Deine Laufbahn begonnen?“

„Das war leicht. In den Kreisen von Miezens Gatten fand ich ganze Musterlager von reichen Töchtern, die entsprechende Männer brauchten. Adlige, Barone, Grafen. Aber wir notieren jetzt sehr schlecht auf dem Heiratsmarke. Schneidige Berufe notieren viel höher, wenn die Persönlichkeiten dazu entsprechend sind. Offiziere natürlich obenan, auch bürgerliche sehr gesucht. Dann höhere Beamte bis herab zum Assessor. Künstler, Schriftsteller notieren schwächer, Bildhauer schon besser und Architekten fein, sehr fein. Sag' mal, Du bist doch Architekt.“

„Um Gotteswillen, Mensch, laß mich aus dem Spiele.“

„Nun sag' mal, ich rede immer von mir, wie geht Dir's denn?“

„Nicht so gut wie Dir.“

„Aber Architekt bist Du geworden?“

„Ja, aber meine Luftschlösser kann ich mir doch nicht bauen. Ich werde wohl immer in abhängiger Stellung bleiben müssen. Mein Vater hatte schon recht.“

„Warum in abhängiger Stellung?“

„Weil zum selbständigen Architekten und Baumeister Geld gehört, und so viel sich mein Vater vom Munde abspart, das kann er nie und nimmer auf seinem Dorfe zusammendoktern!“

„Wieviel brauchst Du?“
„Dumme Frage. Ein Vermögen.“
„Dümmere Antwort. Was ist ein Vermögen? — Für einen Stallknecht 500 Mark, für einen Kavaliere eine Million. Und für einen Architekten, wie Du bist, eine Viertelmillion, was?“
„Mach' keine Witze, so hoch raus will ich nicht!“
„Na ja, was hat's denn da für Not, das ist doch da!“
„Was, wieso da?“
„Nun, heiraten mußt Du. Ein junger Architekt, Adonis von Gestalt, 30 Jahre, tadelloser Ruf, hochintelligent, große Zukunft, der notiert auf der Heiratsbörse mit 180 000 bis 280 000 Mark.“
„Glaubst Du, daß ich mich verkaufen werde?“
„Wer spricht denn von verkaufen. Bist Du überhaupt im Prinzip dagegen, zu heiraten?“
„Nein, wenn ich ein Weib liebe — —“
„Abwarten! Und wenn Du eine liebst und sie will Dich haben, würdest Du sie ablehnen, weil sie ein Vermögen hat, das, vernünftig angewandt, Dir vorwärts hilft und Euch beide zu Glück und Ansehen bringt?“
„Nein, aber ich müßte —“
„Du müchtest gar nichts. Du scheinst von uns sogenannten Heiratsvermittlern ganz falsche Ansichten zu haben. Glaubst Du, ein anständiger Vermittler treibt die Menschen für Geld zusammen wie ein paar Stück Vieh? Was war denn Deiner Großeltern Biedermannsball anderes als ein Heiratsmarkt. Aber die Welt ist freier geworden und heiratet nicht mehr Nachbars Kind, denn sie steht unterm Zeichen des Verkehrs. Und wie sollen nun zwei Menschen aus Ost und West zusammenkommen ohne Vermittlung? Und wer sollte von den Beteiligten das Risiko der Ablehnung auf seine Schultern nehmen? Und dieses Risiko eben als Unbeteiligte tragen wir.“
Rose sah nach der Uhr.
„Du wirfst ungeduldig. Ich langweile Dich? Sage, Franzl, wo fährst Du jetzt hin?“
„Nach Hause, nach Großschönau zu Vatern. Bin eben hier in Dresden abgeflogen mit einer Konkurrenz. Geld fehlt!“
„Alter Junge, kannst Du nicht einen Zug überspringen?“
„Warum denn?“
„Es reisen jetzt zwei Damen hier durch, eine Mutter mit ihrer Tochter. Könnte ich Dich nicht einmal ganz zwanglos bekannt machen?“
„Du bist wohl verrückt, fällt mir doch nicht im Traum ein. Hier, Kellner, ist Geld!“
Er warf ein paar Nickel hin.
„Gott, nimm mir's nur nicht übel, es war nicht böse gemeint.“
„Na, alles was recht ist! In fünf Minuten geht mein Zug, ich muß nach dem Perron.“
„Darf ich Dich in Großschönau 'mal besuchen?“
„Wenn Du als mein alter Schulkamerad und nicht als Heiratsvermittler kommst und mit meines Vaters weiß getünchter Fremdenstube vorlieb nehmen willst, von Herzen gern.“
„Also dann, auf Wiedersehen!“
Die beiden Männer gingen noch ein paar Schritte miteinander. Neuezüge waren angekommen. Ein Strom von Fremden drängte herein.
Eine hohe, schlanke Dame von stark englischem Aussehen, in grauem Reisemantel und Schleier schritt rasch an den Tischen und Stühlen vorbei.
„Servus, Baron“, rief sie auf ziemliche Entfernung dem eilfertig hinzutretenden Kurt von Rambow zu, „konnten auch am

Bahnsteig sein. Mama ist entrüstet über Ihre Unaufmerksamkeit.“

„Mille pardon, meine Gnädigste, aber ich hatte eben auch noch Geschäfte. Wo ist denn gnädige Frau Mama?“

„Ich habe sie einem Dienstmann überantwortet. Außerdem hat sie ja Anna bei sich. Hier wollen wir uns niederlassen? Meinethwegen.“

Sie setzten sich.

„Aber Baron, Sie sind mein Mann. In einen Pappstoffel wie den Leipziger Professor sollte ich mich verlieben können? Schwachheit, Dein Name ist Mann.“

„Man sagte von ihm, er hätte fabelhaftes Glück bei den Damen.“

„Das müssen welche sein!“

„Ja, über Geschmäcker läßt sich nicht streiten. Aber nur Mut, meine Gnädigste. Meine Geduld ist ohne Grenzen.“

„Aber meine nicht, Herr Baron! Ich gebe die Hoffnung bald auf, durch Sie eine passende Partie zu machen. Werde zur Konkurrenz gehen.“

„Nein, meine Gnädigste, das dürfen Sie mir nicht antun! Ich verspreche Ihnen, ich schwöre Ihnen, diesmal klappt es, ich habe etwas Superbes für Sie.“

„Und dafür wieder um nichts und wieder nichts eine Weltreise machen? Diesmal kriegen wir Mama nicht mehr mit. Sie wird so wie schon mißtrauisch auf uns.“

„Nicht weit, meine Feuerste, bis nach der Südlautz. Drei Stunden Bahn! Bis nach Johnsdorf, idyllisch gelegener Luftkurort. Das einzige überhaupt für die Nerven Ihrer gnädigsten Frau Mama. Lassen Sie mich nur machen!“

„Still, da kommt sie.“

Eine corpulente Dame, hochrot und pustend, von einem Mädchen und einem Packträger gefolgt, kam auf die beiden zu.

„Aber Alma, wo steckst Du denn?“

„Gott, Mamachen, hatte Dich verloren im Trubel, habe dafür den Baron gleich gefunden.“

Der Baron verneigte sich tief.

„Meinen untertänigsten Willkomm, Frau Kommerzienrat.“

„Ach Baron, Baron,“ keuchte die alte Dame, „mit Ihnen bin ich böse! Schicken mich nach Rügen! Rügen für meine Nerven! Nichts, nichts!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Rache.

Skizze von E. Fahrenow.

In einem baufälligen Vorstadthause wohnte sie, weit genug von der Stadt entfernt, um Ruhe zu haben und doch nicht zu weit, um ihre Kundschaft bequem erreichen zu können.

Niemand wunderte sich über das Gebahren Trude Wächters. Sie war ja immer so unglaublich stolz gewesen — früher schon, als ihr Vater noch der reiche Färbermeister war, und nachher erst recht. — Ja, erst recht. — Jedermann in der kleinen Stadt erinnerte sich, wie es nach dem schmachvollen Bankerott in der Wächterschen Familie zugegangen, obgleich das nun schon zwanzig Jahre her war. Der alte Wächter hatte sich totgeschossen, weil er keinen Ausweg mehr aus den selbstgeschaffenen Wirren sah. Er hatte weit über seine Verhältnisse gelebt. — Dann war Trudes Bräutigam verschwunden, nachdem er dem verlassenen Mädchen den Ring unter einigen schwächlichen Redensarten zurückgegeben. Und hierauf war Trudes unbändiger Stolz erst so sichtbar zum Ausbruch gekommen.

Keine Hilfe hatte sie angenommen, nein, nicht einen Rat.

„Ich bin mündig“, hatte sie erklärt, „und handle nach meinem eigenen Ermessen. — Alle Gläubiger sollen ihr Geld bekommen, und ich werde mich durch Nähen und Schneidern erhalten.“

Und wirklich, sie hatte es durchgesetzt.

Nachdem das väterliche Grundstück mit allem Inventar verkauft, nachdem Trudes mütterliches Erbteil und selbst ihr Sparkassenbuch geopfert war, konnte Trude in Ehren abziehen, — in Ehren und Bettelarm.

Aus dem ehemaligen Logierzimmer hatte sie einigen Hausrat, gerade nur das Allernotwendigste mitgenommen und sich damit Kammer und Stübchen in jenem halbverfallenen Vorstadthause eingerichtet.

Dann hatte mehrmals ein Inserat in der Zeitung gestanden, daß Gertrud Wächter sich zur Anfertigung von Damen- und Kindergarderobe empfehle.

An Rundschaft fehlte es ihr nicht. — Alle die gutherzigen früheren Bekannten kamen und brachten ihr Arbeit. Und nun saß sie und schnitt zu und stichelte, und das einzige Geräusch, das sie hörte, war das Klappern ihrer Nähmaschine.

Denn draußen in dem Garten, worauf ihr Fenster blickte, war es schon im Sommer still, wenn die Sonne auf den verwilderten Beeten brütete, — wie viel stiller noch im Herbst!

Trude wollte gerade diese Lautlosigkeit.

Sie liebte es, wenn sie Feierabend gemacht hatte, aus dem Fenster in den Garten zu schauen und durch nichts, nicht einmal durch einen Ton abgelenkt zu werden.

Dann sah sie freilich nicht die grünen oder kahlen Bäume, nicht den hochgewucherten Buchsbaum, der selbst durch den Winterschnee so hoffnungsfreudig hervorzuleuchten pflegte. — Für Trude gab es keine Hoffnung mehr. — Sie sah durch die Gegenstände, welche sie anblickte, hindurch, in ihre Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinaus.

Denn so unaufhaltsam die Jahre auch hinrollten, sie hielt fest an einem Plan, den sie verwirklichen wollte — eines Tages — gleichviel wann. Kommen würde sie schon, diese Stunde der Rache, das wußte sie in ihrem Herzen ganz sicher.

O, wie sie ihn treffen wollte, den Treulosen, den Verbrecher, den sie einst so sehr geliebt! Dem sie ihr junges, warmes Herz so willig hingegeben, den sie mit ihrer bräutlichen Zärtlichkeit so reich beschenkt hatte! Und der dann zum Lohne alles in ihr zerbrochen und verwilft hatte, als sie kein reiches Mädchen mehr war! — In ihrem empfindlichsten Ich hatte er sie getroffen, in ihrem Stolz. Zum Gegenstande des Mitleids oder gar des Spottes in der ganzen Stadt war sie geworden, sie, die schöne Trude, die fihngelassene Braut!

Aufwärts in ihre verblühten Wangen schoß das Blut, sobald sie daran dachte. Der Stachel saß fest in ihrer Seele, zu fest, als daß ihn je die Zeit lockern konnte. Niemals würde sie die Schmach vergessen, die er ihr damals angetan, und sie würde sie ihm heimzahlen — mit Zinsen — wenn es endlich so weit war!

Seit zwanzig Jahren hatte sie Groschen für Groschen, Mark für Mark beiseite gelegt. Sie hatte gerechnet und gespart, ja zuweilen gedacht, nur um die Summe zu vergrößern, welche so langsam, so furchtbar langsam, aber doch so sicher anwuchs.

Von Jahr zu Jahr hatte sich dabei ihr Groll gesteigert, war sie verbitterter geworden und härter. — Wenn sie auch keine Hoffnung mehr hatte — was man so Hoffnung nennt — ein Dürsten nach Glück und Licht — so hatte sie doch noch einen Lebenszweck — eben ihre beabsichtigte Rache.

Es war ein durchsichtiger, begreiflicher Plan. Und ihre Freundin, die alte Frau Doktor Weber, begriff ihn wohl auch, wie sie alles Menschliche begriff. Aber immer, wenn Trude ihr davon sprach, schüttelte sie ihr weißes Haupt und sah die Näherin nachdenklich an.

Widersprechen mochte sie ihr nie bei diesen Gelegenheiten. Wußte sie doch, daß sie der einzige Mensch in der Welt war, dem Trude sich anvertraute, und daß dieses verhärmte, enttäuschte, verlassene Gemüt einen letzten Trost darin fand, sich der alten, mütterlichen Freundin gegenüber rückhaltlos auszusprechen.

„Trude“, sagte sie dann wohl, „Du hast doch den Rudolph so sehr geliebt. Ist es denn möglich, daß so etwas Süßes zu solchem Nachgegift werden kann?“

Darauf eine kurzes Aufblitzen der großen, grauen Augen und ein ironisches Lächeln.

„Es gibt ja Gifte, die auch süß sind.“

Und dann seufzte die alte Frau Doktor und erhob sich, um wieder nach der Stadt zurückzuwandern. — Hier konnte sie nichts mehr ändern — mit aller Menschenliebe und Güte nichts. — Trude aber saß nach solchem Zwischenfall lange still am Fenster, starrte hinaus und gedachte der lange, lange entflohenen seligen Zeit, da sie auf den Tritt des geliebten Mannes draußen im Flur gelauscht wie auf Paradiesesbotschaft.

Burden ihr die Augen feucht bei diesem Hinausstarren in die Dämmerung? — Wenn es so war, so wollte sie doch nichts davon wissen. Sie preßte die hagere, zerstoche Linke auf ihr Herz und biß die Zähne fest aufeinander. Sie fühlte, wie ihr die Hände zitterten. — Und dann stand sie gewiß auf und zählte die aufgesparten Summen, bis ihre Hände wieder ganz ruhig waren, und die schmalen Lippen sich in gewohnter Weise bitterlich zusammenzogen.

Es war nachgerade ein hübsches kleines Kapital geworden, was da in ihrem eichenen Schränkchen lag. — Es reichte jetzt aus zur Verwirklichung ihrer Absichten; und zu Ostern wollte sie dieselben nun auch wirklich ausführen.

Das kleine schmucke Haus wollte sie kaufen, das am Ende der oberen Stadt lag, und an welches der kleine Friedhof stieß, wo Rudolphs Eltern und — seine zweite Braut lagen.

Denn er war zurückgekehrt, nachdem einige Jahre seit dem Wächterischen Bankerott hingegangen waren, hatte sich nochmals verlobt — wieder mit einem reichen Mädchen. Aber er hatte Unglück, der schöne Rudolph, — auch diese Braut verlor er; sie starb. — Und dann kam weiter Schlag auf Schlag: seine Mutter starb, und er mußte sie neben der Braut begraben; er selbst sah sich genötigt, die Stadt zu verlassen, in der ihm nichts mehr gehörte, als zwei Gräber und ein überschuldetes Häuschen.

Arbeiten hatte er nie recht gekonnt, der junge Herr. Er lebte gern flott und fand, daß es eine selbstverständliche Pflicht des Schicksals sei, ihm die Mittel zu einem bequemen Dasein zu schaffen. — Jetzt sollte er sich ganz allein erhalten, seitdem mit der Mutter die Witwenpension, von der er noch mit gezehrt, fortgefallen war. — Das kam ihm bitter an! Aber eitel wie immer hatte er seinen Bekannten erklärt, eines Tages werde er wiederkommen, das elterliche Häuschen von allen Hypotheken befreien und den Leuten zeigen, daß aus diesem „Stammhaus der Familie Rudolph“ eine schloßähnliche Villa auszubauen sei.

Ach, diese hohlen Redensarten! Längst schon stand das Häuschen zum Verkauf, — keiner wollte es haben, weil es an den Friedhof stieß und innen und außen reparaturbedürftig war.

Und nun wollte es Trude erstehen. — Sie, die verschmähte Braut, würde als Herrin in dieses Stammschloß einziehen. Wo immer er in der Welt weilte, er würde es doch erfahren; und

dann würde er sich in Scham und Zorn verzehren — — ach, das sollte eine Lust für sie sein!

Der Kauf wurde vollzogen.

Und wie Unglück und Glück nie allein kommt, so erhielt Trude von ihrem Bankier — sie hatte jetzt einen Bankier — die Nachricht, daß ein Staatslos, welches sie besaß, mit einem ansehnlichen Gewinn gezogen sei.

Trude lachte bitter auf, als sie die Nachricht las. Dieses, gerade dieses Staatspapier hatte sie von ihren ersten Ersparnissen gekauft! — Nun war sie wieder ein wohlhabendes Mädchen nach den Begriffen ihrer kleinen Heimatstadt! Jetzt, da sie alt wurde und kein Mann sie mehr begehren würde.

Mit müden kleinen Schritten ging sie zu ihrem Besitztum hinaus. — Das Häuschen lag friedlich im hellen Sonnenlicht. An den zarten Ranken des wilden Weins saßen noch blaue Beeren, über welche sich eine Schar von lärmenden Vögeln stritt. Alles sah heimatlich und freundlich aus, auch Gardinen hingen schon an den Fenstern der Villa.

Trude wanderte daran vorbei zu dem kleinen Kirchhof, der jetzt nicht mehr benutzt wurde, seitdem der neue große Gottesacker am andern Ende der Stadt seiner Bestimmung übergeben worden war.

Sie ging gern so zwischen Gräbern hin und dachte nicht mit Trauen, sondern mit Zufriedenheit an die Zeit, da sie selbst ruhen werde unter dichtem Epheu und Rasen.

Ein schweres Stöhnen drang plötzlich an ihr Ohr.

Es kam von dem Grabe von Rudolphs Mutter, und Trude lenkte ihre Schritte dorthin.

Über den Hügel hingeworfen, das Haupt in die bleichen Hände vergraben, lag ein Mann. Eine dürre, schlecht bekleidete Gestalt, durchlöcherter Stiefel an den Füßen.

Trude erschauerte, als sie das aschblonde, kurzgelockte Haar erblickte, und ein leiser Laut der Überraschung kam von ihren Lippen.

Der Mann richtete sich auf und wandte sein durchfurchtes, elendes Antlitz der Kommenden zu. Ein Paar gramvoller, nasser Augen blickten sie an. — Einst, — einst waren diese Augen Trudes Paradies gewesen. —

Sie wußte in der ersten Sekunde, wen sie vor sich hatte und fühlte ihren Herzschlag stocken.

Der Fremde sah sie unverwandt an, — einige Sekunden zauderte er, ob er diese verblichene, blasse Dame kenne, — dann schlug er beide Hände vor sein Gesicht, und ein Laut tiefsten Schmerzes rang sich aus seiner Brust.

Trude, die Bergelterin, wie sie sich selbst in allen stillen Stunden genannt, fühlte einen ganz kurzen, heftigen Kampf in sich entbrennen. Zu erschüttert, um reden zu können, wartete sie einige Augenblicke, um sich zu sammeln.

Dann sprach sie sanft:

„Es geht Dir nicht gut, Hans Rudolph, nicht wahr?“

Er aber, beim Anlange dieser sanften Stimme völlig zusammenbrechend, sank auf die Knie und schluchzte laut.

Da quoll ein Lichtstrahl aus ihren Augen, so warm und so eigen, und sie sagte:

„Komm in Dein Haus, Hans Rudolph. Es steht bereit, um Dich aufzunehmen. — Ich wußte, daß Du eines Tages zurückkommen würdest; doch tut es mir weh, daß es so schlimm mit Dir steht. — Ich habe Dein Haus gekauft, — geh' hin und wohne darin, ich werde für Dich sorgen, denn Du scheinst krank zu sein.“

„O Gott!“ murmelte der Unglückliche, „wie kann es solche Engel geben! Ich verließ Dich — und so vergiltst Du es mir?“

„Ja,“ sagte Trude mit seltsam zitternder Stimme, „das ist meine Vergeltung. Ich glaube, sie wird mich vollaufbefriedigen, — schwer zu tragen wird sie ja doch nur für Dich sein.“ —

„Ich?“ sagte er und sah sie mit einem irren Lächeln an, — „ich sterbe ja! Ich habe mich nur noch hierher geschleppt, um auf meiner Mutter Grab sterben zu können — — — ich habe die Auszehrung — —“

„Komm' in Dein Haus,“ sprach sie zum dritten male. — Und so stark war der Ausdruck ihrer Liebe und ihres Mitleids, daß er sich erhob und ihr folgte. —

Es geschah, wie sie es gewollt hatte. — Sie sorgte für ihn und pflegte ihn wie eine Schwester.

Beide waren noch eine Zeitlang glücklich.

Er lebte noch einige Monate, aber doch lange genug, um den Reichtum und die Tiefe eines liebenden Frauenherzens auszukosten, das zwanzig Jahre der Verbitterung und der Rachegefühle siegreich überwand, das sich selber nicht gekannt hatte in seiner verborgenen Schönheit.

Als er gestorben war, dankbar selbst und Trude zurücklassend dankbar für das Glück, das sie noch gefunden, da behielt sie auch den Namen in der Stadt weiter, den ihre alte Freundin ihr gegeben, und der bei allen den edlen Taten fortklang, die forthin ihr Leben ausfüllten: „Die Bergelterin“.

Aus aller Welt.

Kaiser Wilhelm I. und der Orden pour le mérite. Die „Parole“ bringt nachstehende historische Reminiszenz: Als Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 das Eisene Kreuz stiftete, verordnete er im dritten Paragraphen der Stiftungsurkunde: „Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe erteilt.“ Als nun König Wilhelm 1866 die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hatte, konnte man wirklich sagen, daß dies wohl ein außerordentlicher Fall war. Schon in den Hauptquartieren zwischen Pardubitz und Brünn war unter den Generalen viel davon die Rede gewesen, daß der König nun wohl die besondere Auszeichnung anlegen werde. Da das aber nicht geschah, da das Kreuz am Halse des Monarchen keine Eichenblätter wachsen lassen wollte, nahm sich Graf Bismarck die Freiheit, dem Könige zu sagen, daß seine Generale ihn demnächst mit den drei Eichenblättern geschmückt sehen möchten. „Hören Sie mal, lieber Bismarck, so etwas darf ich weder wissen, noch erfahren haben“, meinte der oberste Kriegsherr ernst. Damit war die Sache abgemacht. Auch als Prinz Friedrich Karl seinen königlichen Oheim hat, der Armee doch durch Anlegung der Eichenblätter eine Freude zu bereiten, da es doch ein außerordentlicher Fall sei, daß eine preussische Armee als Siegerin auf dem Marchfelde bei Wien große Parade habe und Friedrich Wilhelm III. ihm, dem Enkel, nach Königgrätz sicherlich die drei Eichenblätter verliehen haben würde, lehnte der König dies Anerbieten kurzweg ab. Die Paraden vor Wien gingen, ohne daß das preussische Heer seinen Kriegsherrn mit den bewussten Eichenblättern sah, vorüber. Doch der bescheidene Monarch hatte die Rechnung ohne seinen Sohn gemacht. Als der Kronprinz bei Königgrätz sich selbst diesen höchsten Schmutz verdient hatte, verschaffte er sich ganz in der Stille drei goldene Eichenblätter, kam dann am 3. August, als die Truppen schon auf dem Rückmarsch nach Berlin waren, in Prag im „Blauen Stern“, wo sich des Königs Hauptquartier befand, an und ließ sich von seines Vaters Kammerdiener des Königs Kreuz zum Orden pour le mérite geben, an welches er nun ohne weiteres die Eichenblätter befestigte, so daß der König, ohne es zu wissen, die Auszeichnung am Halse

trug. Auf Söhne, die ihre Probe auf dem Schlachtfelde abgelegt haben, können Väter nicht lange böse sein, und so sind denn die Eichenblätter an dem „blauen Kreuze“, die „unser Fritz“ im Prager „Blauen Stern“ dem greisen Vater „verlieh“, auch an demselben verblieben.

Die Trümmer der Legionen des Varus. Als Varus mit seinen drei Legionen, zahlreichen Hilfstruppen und dem ganzen Wagenzug im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Walde eingeschlossen war, nahmen die Germanen blutige Rache an ihren Feinden. An drei stürmischen Regentagen sanken die meisten Römer in der Waldschlucht dahin, viele wurden an Altären oder in Gruben den Göttern geopfert, die Adler und Feldzeichen gingen verloren, Varus gab sich selbst den Tod. Die Zahl der Gefangenen, die die Germanen vom Orte des Schreckens mit sich führten, war jedoch größer, als man gewöhnlich glaubte. Seneca erzählt im 47. Briefe, daß viele junge Römer von vornehmer Geburt, welche die Senatorenwürde als Lohn ihrer Kriegsdienste unter Varus erwarteten, als Gefangene ein hartes Los zu tragen hatten. Manche mußten bei einem germanischen Bauer das Vieh hüten, andere an den Türen elender Hütten Wache halten. Nur wenigen gelang es, aus der Gefangenschaft zu entinnen. Als Germanikus im Jahre 15 n. Chr. auf seinem Feldzuge nach Deutschland die Stätte des grauenvollen Mordens aufsuchte, waren die aus dem Gemekel und der Gefangenschaft Entronnenen seine Führer. Sie zeigten ihm in der Waldschlucht die Stelle, wo die Legaten gefallen und die Adler genommen waren, wo Varus die erste Wunde erhalten und wo er sich den Tod gegeben hatte, wo der Feldhauptmann Hermann von einer Bühne herab zu seinen Mannen gesprochen und die römischen Fahnen und Adler verhöhnt hatte. Germanikus ließ die Gebeine der Erschlagenen, die hier über sechs Jahre geruht hatten, in einem gemeinsamen Grabhügel beisetzen. Aber im folgenden Jahre fand er den Grabhügel wieder zerstört, hielt es jedoch nicht für angemessen, ihn zu erneuern. Auf seinem weiteren Seereszuge meldete der Feldhauptmann der Marsen, der sich unterworfen hatte, daß in einem nahen Haine einer der Adler von den Legionen des Varus vergraben sei und von einer starken Mannschaft bewacht werde. Während man die Germanen in der Front mit einem Angriff beschäftigte, wurde die bezeichnete Stelle aufgegraben und der Adler gefunden. Den Adler der 19. Legion hatte Germanikus schon im vorangehenden Jahre in Besitz genommen, als er die Brukterer schlug. Die Freude der Römer über diese Kunde war groß. Schon Ende des Jahres 16 n. Chr. wurde in Rom der Triumphbogen in der Nähe des Tempels des Saturnus „wegen der Wiedergewinnung der mit Varus verlorenen Feldzeichen“ geweiht. Aber die gefangenen Römer, die der Tod in dem unwirklichen Lande verschont hatte, mußten noch lange Jahre in der Knechtschaft schmachten. Nach mehr als 40 Jahren schlug auch für sie die Stunde der Freiheit. Im Jahre 50 n. Chr., als in die Stadt der Abier, das alte Köln, eine römische Kolonne entsandt wurde, machten die Chatten einen Raubzug nach Oberdeutschland und setzten die Bewohner weithin in Schrecken. Der Legat Pomponius schickte Truppen gegen sie aus. Ein Teil dieser Mannschaften fiel über die Chatten her, als sie auf ihrem Rückzuge berauscht vom Siegestaumel in tiefem Schlaf lagen. Groß war das Staunen und die Freude der Sieger, als sie unter den Germanen eine Anzahl Männer fanden, die seit der Niederlage des Varus die Knechtschaft erduldet hatten und nun an ihrem Lebensabend die Freiheit wiederfanden. („Köln. Stg.“)

Moderne Pfahlbauten. Dieselben Ursachen, die vor Jahrtausenden die Menschen dazu trieben, sich Wohnstätten inmitten der Seen zu bauen, wie sie zuerst 1854 im Züricher See entdeckt wurden, sind an manchen Orten der Erde noch heute vorhanden und führen zu denselben Ergebnissen wie damals. In Zentral-

afrika haben die Uferbewohner des Nyassasees, da sie den Streifzügen kannibalischer Stämme ausgesetzt sind, 30 bis 40 Meter von der festen Erde Zufluchtsstätten aus Pfählen gebaut, und sich mit Lebensmitteln versehen für den Fall, daß die Angreifer bei einer Belagerung des Dorfes versuchen sollten, sie auszuhungern. Solche Pfahlbauten findet man ferner besonders auch an den Gestaden Neu-Guineas, wo die Papuas Wasserverschanzungen anlegen. So paradox es klingen mag, der Mensch baut auch im Wasser, um sich gegen Überschwemmungen zu schützen. Auf dem Maracaibosee in Südamerika bauen die Indianer gegen das plötzliche Anwachsen des Wassers Hütten, die hoch genug sind, um die höchste Wasserhöhe zu übersteigen. Die Insel Celebes bietet ein ähnliches Beispiel von Pfahlbauten. Der Typus der Pfahlbauten dient aber auch den Erfordernissen des Fischfangs. In dem berühmten See Tonle-Sap in Kambodscha, in den sich der Mekong ergießt, gibt es einen großen Fischteich von 300 Quadratkilometern, an dem sich die verschiedensten Arten vorfinden. 30 000 Fischer lassen sich hier jedes Jahr nieder. Sie kommen im Dezember, um ihre Stellen zu wählen. Sobald das Wasser fällt, machen die Zimmerleute sich an die Arbeit. Zuerst errichten sie Trockenplätze für die Netze, dann Flechtwerke für die Fische und schließlich Hütten für die Fischer. Vor jedem Trockenplatz erheben sich zwei Miniaturtempel, die mit vielfarbigen Fähnchen geschmückt und unter den Schutz Buddhas gestellt werden. Dort leben Ananiten, Kambodschaner und Siamesen 6 Monate lang und nähren sich nur von Fischen und dem mitgebrachten Reis. Ein trinkbares Getränk gibt es nicht; denn das Wasser des Sees, das schlammig und dick von organischen und pflanzlichen Resten ist, kann nur gebraucht werden, wenn man es mit Tee oder aromatischen Pflanzen hat kochen lassen. Ein Europäer würde hier dem Fieber oder Sonnenstich erliegen. Aber die Gewinnucht ist so groß, daß keine Gefahr die Stammgäste dieses Sees fernhält, der von ihnen das „Meer der Reichtümer“ genannt wird und ihnen jedes Jahr 8000 Tons Fische liefert. Diese Pfahlbauten ruhten alle noch auf der festen Grundlage der Pfähle; aber es gibt auch Flußstädte, deren Häuser mitten im Fluß schwimmen. Diese Art Bauten paßt zum Leben der Länder mit Reisfeldern, wo die guten Wege selten sind, während die Wasserwege nach allen Richtungen führen. Ein Beispiel sind die schwimmenden Dörfer, mit denen der Jangtse bedeckt ist. Die berühmteste Flußstadt der Welt ist indessen Bangkok, das Venedig des äußersten Orients auf dem Flusse Menam, in dem 400 000 Einwohner in 70 000 schwimmenden Häusern leben. Der Bau ist so praktisch wie einfach; auf den vier Außenseiten eines viereckigen Flosses errichtet man Bambusgitterwerk und überzieht es mit Schlamm, der in getrocknetem Zustande die Mauern bildet; dann krönt man das Ganze mit einem Dach aus Palmblättern. Um das Haus an seiner Stelle im Flusse selbst zu befestigen, braucht man Grundpfähle, die aber nicht stützen, sondern nur halten. Man versenkt in das Wasser vier Pfähle, die ein Ring von Rianen mit jedem Winkel des Flosses verbindet. Infolge dieses sinnreichen Systems verschiebbarer Bände, die die Pfähle hinauf und hinuntersteigen können, paßt die Wohnung sich dem Steigen und Fallen des Flusses an; die Stadt steigt oder fällt mit dem Wasser. Die Häuser auf dem Menam sind in einer doppelten Reihe angeordnet und zu je sechs gruppiert. Wenn eins der sechs Häuser in Brand gerät, so brechen die Besitzer der fünf anderen schnell die Bände, die ihr Floß zurückhalten und eilen in die Mitte des Wassers, um der gefährlichen Berührung zu entgehen. Durch diesen notwendigen Egoismus vermeidet man eine allgemeine Katastrophe. Das Leben in den Wasserstraßen Bangkoks, in denen es von Schiffen wimmelt, ist höchst merkwürdig. Auf dem Flusse selbst hat jeder seine tägliche Beschäftigung. Der Kolporteur durchweilt ihn auf einem Sampan,

der einen kleinen Laden mit Glasscheiben trägt. Der umherziehende chinesische Restaurateur fährt mit großen Ruderschlägen die Reihen Untertassen umher, in denen er seine rätselhafte Küche aufstellt. Die siamesische Hausfrau mit den bis zu dem hohen Brustgürtel nackten Schultern macht rudern ihre Einkäufe in dem schwimmenden chinesischen Laden, der seine Auslagen über eine kleine Landungsbrücke ausbreitet. Im Sampan fahren die Leute, die wohlriechende Blumen zu den Füßen der großen Buddha niederlegen. Einige größere Boote sperren noch den Verkehr. Dampfschaluppen trugen Europäer, große chinesische Kaufleute, siamesische Offiziere mit großen weißen Mützen. Abends wird das Leben noch wunderbarer, man fährt nicht nur seiner Geschäfte wegen umher, sondern auch zum Vergnügen.

O. K. Seltsame Eidesformeln. Ein Chinese schwor dieser Tage vor einem Londoner Gerichtshof damit, daß er ein Licht ausblies. Er war nicht der erste, der sich auf diese Art verpflichtete, die Wahrheit zu sprechen. An chinesischen Gerichtshöfen wird gewöhnlich ein Licht gebraucht, sonst wird beim Schwur auch eine zerbrochene Tasse verwendet. Der Zeuge kniet nieder, zerbricht eine ihm übergebene Porzelliantasse, und wird dann folgendermaßen angeredet: „Du sollst die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit. Die Tasse ist zerbrochen und wenn Du die Wahrheit nicht sagst, wird Deine Seele wie die Tasse zerbrochen werden.“ Ebenso drückt der Zeuge, der das Licht ausbläst, damit aus, daß auch seine Seele, wenn er nicht die Wahrheit sagt, „wie das Licht ausgelöscht“ werden soll. Er kann auch den Kopf eines Geflügels abschneiden, dessen Schicksal das den Meideidigen erwartende Schicksal symbolisieren soll. Es ist oft nicht so leicht, einen Zeugen dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen, und mit dem Chinesen läßt es sich besonders schwer umgehen. So wollte in Chinese in Neu-Südwales nur auf einen „geföpften schwarzen Kakadu“ schwören. Kopfloses Geflügel, schwarze Schwäne, angezündete Lichter, zerbrochene Tassen, nichts konnte den hartnäckigen Chinesen dazu bringen, seine unsterbliche Seele zu wagen, und der Rechtsfall mußte aufgeschoben werden, bis der „geföppte schwarze Kakadu“ gefunden war, — was den Gerichtshof 10 Mark kostete. Eingeborene aus manchen Teilen Indiens sind noch seltsamer, denn sie schwören nur bei Tiger- oder Eidechsenhäuten. Dabei sagt der Schwörende, er wolle eine Beute des Tigers werden, oder sein Körper solle wie der der Eidechse mit Schuppen bedeckt werden. An norwegischen Gerichtshöfen wird den Zeugen gesagt: „Wenn Du einen falschen Eid schwörst, wird die Güte und Gnade Gottes Dir nicht helfen, denn Du wirst als verstockter und verhärteter Sünder ewig in der Hölle bestraft werden. Wenn Du falsch schwörst, wird all Dein Besitz, Dein Land und Deine Wiesen, verflucht sein und Dir nicht Frucht tragen; Dein Rindvieh und Deine Schafe werden unfruchtbar sein, und jede Freude in dieser Welt wird Dir zum Fluch werden.“

(Nachdruck verboten.)

Rätsellecke.

Bilderrätsel.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grünwald Bromberg.

Kreuz-Silberrätsel.

| | | | |
|---|---|-----|-------------------------------|
| 1 | 2 | 1 2 | Großstadt. |
| | | 3 4 | Waffe. |
| 3 | 4 | 1 4 | norwegische Stifthsauptstadt. |
| | | 2 3 | Baum. |

Ergänzungsrätsel.

. ein, F , A . . he, . . . o

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, sodaß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Vorname, Getränk, buntschimmerndes geflügeltes Insekt, Rückstand. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die eingefügten Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, den Namen eines bekannten englischen Dichters.

Zahlenrätsel.

Es ist der Name einer Stadt zu suchen, der aus sieben Buchstaben besteht. Aus diesen Buchstaben lassen sich folgende Wörter bilden:

| | | | |
|-----------|-----------------------|-----------|----------------------|
| 1 6 4 3 5 | Stadt in der Schweiz. | 3 5 1 6 | Insel im Mittelmeer. |
| 2 6 1 3 | Vogel. | 4 6 5 1 3 | Heilmittel. |

Charade.

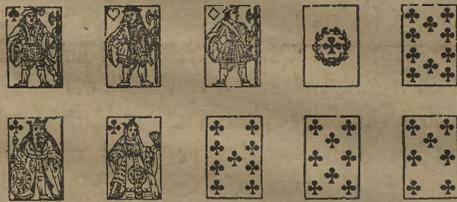
Er hielt auf Eins
In seinem Zwei.
Sein Sprößling doch
Mißriet dabei.

Er sank vor Gram
In Grabesnacht,
Als man den Sohn
Ins Ganze gebracht.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

H, der Hinterhandspieler, bekommt folgende saubere Karte:
b, c, dB, aA, 10, K, D, 9, 8, 7.



Es gilt nun, diese Karte nach Möglichkeit auszunützen. Zunächst wird gereizt und zwar nach Werten, Solo nicht erhöht, also d5, c6, b7, a8. M bietet bis 35; V hält bis 40. Was muß nun H auf obige Karte spielen?

Auflösung des Bilderrätsels.

Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

Auflösung des Anagramms.

Vater, Ostern, Lampe, Tajo, Agnes, Insel, Riege, Estrich. — Voltaire.

Auflösung der Charade.

Spitzbube.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von Prädignat: B. Kg7, Dc4, Lc5, c8, Bb6, c2, c7, d6, f6, g3. — Schw. Ke5, Sa2, Td5, f2, Bc3, e2, g4.)

1. Lc8—d7, e1S 2. Ld7—f5. — 1. . . , 1. . . , Sb4 2. Dc3†. — 1. . . , Td3 2. De2†. — 1. . . , Tc5: 2. Dc5†. — 1. . . , Td6: 2. Ld6†. — 1. . . , 2. Ld4†. —

Nichtige Lösungen gingen ein von: Walter Rasprowiez, Paul B. Otto Doege, Arthur und Martha Hinz, Bromberg. Engelhard, Essen. August Schwantes, Rudolf Lohmann, L. John, Elisabeth Anuschet, Pauline Warmte, Else und Hans Klett, Max Chastel, Max Kuruit, Fritz Beckinna, Georg Warmte, eine Französin, Bromberg. Martha Ghmke, Groß-Bartelsee. Tronowicz, Luisefeld. Gertrud Masanek, Schleusenau.